

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27511-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

«Die Serie mit Fiona Griffiths gehört zur absoluten internationalen Gegenwart.» (*Alf Mayer, Culturmag*)

«Einmalig wird der Roman durch seine Heldin, eine der faszinierendsten Frauenfiguren in der Literatur der letzten Jahre ... Dieses Buch ist so gut, dass man sich fragt, wer in der Verfilmung die Fiona spielen wird.» (*Kirkus Reviews*)

«Suchen Sie eine harte, überzeugende Geschichte über eine Ermittlerin, die Lisbeth Salander in Sachen Mut und Entschlossenheit gleichkommt? Sie haben sie gefunden ... ein Krimi, wie Sie dieses Jahr wohl keinen anderen lesen werden.» (*USA Today*)

«Habe ich erwähnt, dass das Buch irre gut geschrieben ist? So literarisch, dass es einem den Atem verschlägt, aber nicht so demonstrativ, dass es von der Geschichte ablenkt.» (*The Boston Globe*)

«Die Krimilandschaft ist so dicht bevölkert, dass kaum Platz bleibt für neue Ermittlergenies. Aber da kommt dieser Kriminalroman, und plötzlich tut sich unerwartet eine Öffnung auf. Das Schönste dabei ist die Gewissheit, dass weitere Bände folgen werden.» (*New York Daily News*)

«Fiona Griffiths ist klasse! Und eine aufregende Lesegefährtin.» (*Tobias Gohlis, Sprecher der Krimibestenliste von der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung und Deutschlandfunk Kultur*)

Harry Bingham

**FIONA**

**UNTEN IM DUNKELN**

*Kriminalroman*

Aus dem Englischen von Kristof Kurz

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem  
Titel «This Thing of Darkness\*» bei Orion Books /  
The Orion Publishing Group, Ltd., London.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Februar 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg

«This Thing of Darkness\*» Copyright © 2012 by Harry Bingham

Die deutsche Erstausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
«Totenklage» bei Blanvalet Verlag, einem Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung bürosüd, München  
Umschlagabbildungen Hayden Verry / Arcangel

Satz Mercury PostScript (InDesign) bei  
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27511 1

# Inhalt

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

# Kapitel 1

März 2013

Regen.

Nein, eigentlich nicht wirklich Regen, eher so ein feiner Nebel. Ein Netz aus Feuchtigkeit, das sich auf die Haare legt. Auf die Kälber, die auf den unteren Weiden grasen, sodass ihr Fell glänzt. Auf Eschen und Weiden, die grünen Knospen am Ende jedes Zweiges schimmern im Licht. Selbst der stachlige Weißdorn lässt sich von der Stimmung anstecken. Er sieht verschwommen, weich und fast zerbrechlich aus.

Ich bin auf Gwyns Bauernhof, schon seit drei Wochen. Iestyn, der Knecht, der mittlerweile die meisten schweren Arbeiten hier erledigt, zeigt mir, wie man einen Dieselmotor wartet.

«Siehst du den Schlauch da? Der geht bald in die Brüche.»

Er deutet auf eine dreckige Gummiröhre. Der Motor, den wir gerade reparieren, gehört zu einem 1988er Massey Ferguson. Eine Seitenblende des Traktors wird nur noch von einem Stück Schnur an Ort und Stelle gehalten. Die Fahrertür liegt hinter uns in der Hecke.

Ich stimme ihm zu.

«Der Kühlerschlauch, siehst du? Das ist ein Diesel, und ein Diesel muss ordentlich gekühlt werden.»

Ich sage nichts. Ich schätze, dass er meinem Gesichtsausdruck entnehmen kann, wie gut ich mich mit so etwas auskenne.

Iestyn - Blaumann, hübsche braune Locken und blaue Augen - tritt einen Schritt zurück. Regen fällt auf seine Schultern und Arme, wird von dem groben Baumwollstoff aufgesogen.

«Ein Diesel hat keine Zündkerzen. Der wird nicht durch einen Funken gezündet, sondern indem man die Mischung komprimiert, also Kraftstoff und Luft, beides verdichtet man so stark, dass die Temperatur steigt, und – *wamm!* – Zündung. An und für sich ein gutes System, überhitzt nur leicht. Ohne Kühlung geht der Motor drauf.»

Er ist ein guter Lehrer. Ein Naturtalent. Jetzt zeigt er mir, wo die Zylinder sind. Wie der Kühler die Teile kühlt, die er kühlen soll. Unter seiner Aufsicht baue ich den Schlauch aus. Er ist in der Tat brüchig, und ich ersetze ihn. Iestyn erklärt mir die Geheimnisse der Dichtung, weicht mich in die Mysterien des Ölfilters ein. Anfangs stelle ich mich etwas ungeschickt an, aber bald wird mir bewusst, wie viel Spaß es macht, eine von Öl und Dreck verklebte Mutter mit einem Schraubenschlüssel so richtig festzuziehen. Oder sie mühsam aufzuschrauben, bis das saubere Metall unter dem Schmutz zum Vorschein kommt. Oder den Ölfilter zu wechseln und den Luftfilter zu überprüfen.

Wir arbeiten eineinhalb Stunden lang. Dann wird der Regen stärker, düstere Wolken hängen über den Hügeln, und Gwyn ruft uns zum Mittagessen. Es ist zwar erst elf, aber wir sind schon seit fünf auf den Beinen.

Keine Ahnung, warum ich hier bin.

Der offizielle Grund lautet: Urlaub. Fortbildungsurlaub, um genau zu sein. In Kürze werde ich den ersten Teil meiner OSPRE-Prüfung absolvieren – eine notwendige Voraussetzung für meine Beförderung zum Detective Sergeant. Theoretisch sollte ich also gerade über den etwa 1300 Seiten Fachliteratur sitzen und pauken, ob ich uniformiert sein muss, wenn ich jemanden davon abhalten will, zu einem Rave zu gehen. Oder wie alt man sein muss, um jemanden im Gebrauch einer Armbrust zu unterweisen. Aber irgendwie kann ich mich hier schlecht auf armbrustbewehrte Raver konzentrieren. Hier müssen Ablaufrinnen geräumt und Traktoren repariert werden.

Und um ehrlich zu sein: Nach meinem letzten großen Fall lief es nicht gerade toll für mich. Ich habe meine Verlobung mit Dave «Buzz» Brydon gelöst, den ich seitdem für den bestaussehenden, nettesten, stärksten und geduldigsten Mann halte, dem ich je begegnet bin oder begegnen werde. Es war verrückt, Schluss zu machen, und gleichzeitig bedauere ich es keine Sekunde. Danach hatte ich nicht mal den Ansatz einer Beziehung. Ein richtig schönes Verbrechen hätte mich vielleicht dafür entschädigen können, aber auch hier: nada. Es gab nur eine Entführung, die sich interessant anließ, dann allerdings schnell langweilig wurde, und einen einigermaßen brauchbaren Fall von häuslicher Gewalt. Mehr nicht. Ich musste den Papierkram für mehrere anstehende Gerichtsverhandlungen erledigen und durfte ein wenig bei Operation Tinker aufräumen, bei der ich zuletzt mitgewirkt habe, aber auch das war nichts Aufregendes. Und da ich so nervig wie eine Fruchtfliege auf der Suche nach Obst war, warf mir DCI Jackson, mein Vorgesetzter im Dezernat für Schwerverbrechen, einen Haufen ungeklärter Fälle auf den Tisch; die sollte ich durchsehen. Eigentlich mag ich solche Aufträge ja, weil ich auf eigene Faust herumschnüffeln darf. Leider hält sich meine Begeisterung diesmal in Grenzen.

Aber das gilt mehr oder weniger für mein Leben im Allgemeinen. Seit letztem Oktober balanciert meine Psyche am Rande ihrer ganz persönlichen Finsternis. Sie ist zwar noch nicht in dieses Loch gefallen, allzu sicher darf sie sich aber auch nicht wähen. Es fühlt sich an wie damals in Cambridge, als die gelben Zähne des Todes in jedem Schatten lauerten, bereit zum Zuschnappen.

Das ist nicht gut.

Es war ein langer, kalter und ungemütlicher Winter. Meine persönlichen Ermittlungsprojekte machen kaum Fortschritte.

Die Verbrechenstatistiken sind grauenvoll.

Und ich will keine Detective Sergeant werden.

Gwyn tischt uns das Lamm von gestern Abend mit Ofenkartoffeln und einem Berg gebuttertem Grünkohl auf. Wir hauen rein, als wären wir am Verhungern.

Gwyn ist die ältere Schwester meiner Mutter. Sie hat den Bauernhof geerbt, als ihre Eltern – meine Großeltern – im Abstand von neun Monaten beide das Zeitliche segneten. Er: Arbeitsunfall, sie: Schlaganfall. Gwyn war früher Tierarzhelferin in Abergavenny und mit dem Inhaber eines örtlichen Holzhandels verheiratet. Als sie hierherzog, um sich um ihre Mutter und den Bauernhof zu kümmern, blieb er mit seinen Kanthölzern und druckimprägnierten Zaunlatten im Tal zurück. Vier Jahre später ließen sie sich offiziell scheiden.

Gwyn ist inzwischen über sechzig. Sie hat weißes Haar, blaue Augen, ist dünn wie ein Haselnussstecken und immer noch so lebhaft wie die beiden Whippets, die früher durch ihre Küche rannten. Wenn ich sie fragen würde, ob ich hier aufziehen und lernen darf, wie man einen Bauernhof führt, um ihn irgendwann zu übernehmen, hätte sie wohl nichts dagegen.

Hier oben leben, weitab von der Stadt, im blauen Licht dieser Hügel. Beobachten, wie sie sich erst grün und dann golden und dann wieder grün färben, während die Jahre verwehen wie Laub im Wind.

Das wäre womöglich besser für mich. Könnte schon sein.

Nach dem Essen will ich wieder mit Iestyn nach draußen gehen, doch Gwyn hält mich in ihrer brüsken Art davon ab. «Du bist nicht hier, um meinen Zaun zu reparieren», sagt sie. «Du sollst für deine Prüfung lernen.» Damit schickt sie mich auf mein Zimmer.

Vom Fenster im ersten Stock aus sehe ich Gwyn und Iestyn zu den oberen Feldern gehen. Zwei dunkle Gestalten und ein Collie, der munter durch den Farn hüpfte.

Natürlich lerne ich nicht.

Ich habe die Akten der ungeklärten Fälle aus dem Büro mitgenommen.

Die meisten dieser Verbrechen sind furchtbar öde. Waren es von Anfang an.

Nur zwei Fälle erregen meine Aufmerksamkeit.

Zum einen ein Unfalltod, bei dem der Gerichtsmediziner einen winzigen Zweifel anmeldete. In einer regnerischen Nacht vor achtzehn Monaten ist ein Wachmann, der ein paar Pints zu viel intus hatte, auf der Gower-Halbinsel von einer Klippe gefallen. Auf Anhieb würde man hier denken: Bier und Klippen passen eben nicht zusammen. Allerdings kannte der Wachmann den Pfad sehr gut, und im Autopsiebericht heißt es: *Verletzung am unteren rechten Scheitelbein, wahrscheinlich während des Falls durch Kontakt mit Felsen verursacht. Ort des Aufpralls nicht eindeutig zu ermitteln.*

Das hört sich nur mäßig spannend an. Der Bericht bestätigt, dass der Wachmann tatsächlich in den Tod gestürzt ist. Der Großteil der Verletzungen – gebrochene Knochen, Schnittwunden, Blutergüsse und so weiter – spricht dafür. Auch an der Todesursache gibt es keine Zweifel: ein Schlag auf den Hinterkopf, der ihm den Schädel spaltete, sodass sein Gehirn in das trübe Wasser der Swansea Bay floss. Aber diese spezielle Wunde – *Verletzung am unteren rechten Scheitelbein* – erschien dem Gerichtsmediziner offenbar rätselhaft genug, dass er wenigstens in einer Randbemerkung darauf aufmerksam machen wollte.

Ich schaue mir die Fotos vom Kopf des Toten an.

Und der sieht genauso aus, wie man es vom Schädel eines Wachmanns erwartet, der betrunken eine beinahe senkrechte Felswand hinuntergestürzt ist. Nur dass da, an der oberen rechten Schädelseite, eine – vielleicht tödliche, sicher lebensgefährliche – Delle zu sehen ist, die auf einen Schlag mit einem schweren, viereckigen Gegenstand hin-

deutet: Die Delle weist einen Winkel von fast genau neunzig Grad auf.

So wie eine Wunde, die entstehen würde, wenn man jemandem eins mit der Brechstange überzieht.

Verdächtig? Unverdächtig?

Schwer zu sagen. Die Wunde ist nicht mal zwei Zentimeter lang, dann geht sie in andere, größere Verletzungen über. Die Klippe war fünfunddreißig Meter hoch. Da kann man sich auf dem Weg nach unten alle möglichen interessanten Blessuren zuziehen.

Außerdem hatte das Opfer - Derek Moon - eine feste Arbeitsstelle und keine Geldprobleme. Er war verheiratet, spielte in seiner Freizeit Fußball und hatte eine kleine Tochter. Wurde nie straffällig. Und auch nie ausfällig - auch dann nicht, wenn er betrunken war.

Wahrscheinlich hat das alles nichts zu bedeuten. Trotzdem stelle ich mir eines der Fotos als Bildschirmschoner ein. Das mit der ungewöhnlichen Verletzung in Nahaufnahme. Dann ertappe ich mich dabei, wie ich den Finger ausstrecke, als wollte ich ihn in den Spalt der Wunde legen.

Bei dem Fall, den ich am interessantesten finde, gibt es noch nicht mal eine Leiche.

Die Akte dazu - ein Einbruch aus dem Jahr 2009 - ist nur auf meinem Schreibtisch gelandet, weil das Ganze «nicht ganz kosher» war, wie Jackson sich ausdrückte. Einerseits sieht es nach einem stinknormalen Einbruch aus. Aus einem vier Millionen Pfund teuren Anwesen namens Plas Du wurden sechs Originaldrucke (zwei Picassos, zwei Matisse, ein Léger und ein Braque) sowie zwei silberne georgianische Kerzenständer entwendet. Gesamtwert der Beute: etwa vierhunderttausend Pfund. Da der gewöhnliche Einbrecher wenig Ahnung von solchen Dingen hat, muss man davon ausgehen, dass es sich um professionelle Kunstdiebe handelte, die höchstwahrscheinlich auf Bestellung arbeiteten und aus London oder einer vergleichbaren Gegend ka-

men, wo die Picassos etwas besser gesichert sind als im südwalisischen Vale of Glamorgan.

Eigentlich nicht besonders aufregend, gäbe es in Plas Du nicht auch noch ein Ölgemälde von Robert Rauschenberg, eine Skulptur von Giacometti, ein von Marilyn Monroe getragenes Seidenkleid und diversen anderen verlockenden Schnickschnack. Gesamtwert: mehr als sechs Millionen Pfund. Obwohl sich alle diese Dinge im Erdgeschoss befanden, wurden sie nicht angerührt. Das Diebesgut dagegen befand sich im zweiten und obersten Stock - dem einzigen, der nicht durch die Alarmanlage gesichert war. Angesichts der wertvollen Kunstwerke im Gebäude war besagte Alarmanlage natürlich auf dem neuesten Stand. Von der Versicherung beauftragte, unabhängige Gutachter bestätigten, dass die Anlage zur Tatzeit eingeschaltet und betriebsbereit war.

Oder besser: zur *vermuteten* Tatzeit. Der einzige Hinweis auf ein gewaltsames Eindringen war das eingeschlagene Fenster im zweiten Stock, durch das man mühelos hätte einsteigen können. Das Problem dabei ist nur, dass sich das Fenster acht Meter über dem Boden in einer glatten Wand befindet. Unter dem Fenster hatte man gerade Rasensamen ausgebracht, und in der lockeren Erde hätte sich jeder Abdruck, beispielsweise von einer Leiter, deutlich abgezeichnet. Andernfalls wäre das Fenster nur mit einer Hubarbeitsbühne zu erreichen gewesen, und die hätte man von einem Lkw mit laufendem Motor aus in Betrieb setzen müssen.

Fünfundzwanzig Meter weiter steht ein Cottage, in dem zwei treue Angestellte mittleren Alters wohnen. Und die schworen Stein und Bein, nichts gehört zu haben.

Die ermittelnden Beamten stellten drei Theorien bezüglich des Einbruchs auf. Erstens: Peter Pan und Tinker Bell sind acht Meter hoch in die Luft geflattert, haben ein Fenster eingeschlagen und ein paar Kunstwerke geklaut. Zweitens: Das Personal in Plas Du hat die Drucke gestohlen und in dem erbärmlichen Versuch, eine falsche Fährte zu le-

gen, das Fenster eingeschlagen. Drittens: Siehe zweitens, nur dass nicht die Angestellten, sondern die Eigentümerin des Anwesens, eine gewisse Marianna Lockwood, die Bilder entwendet hat, um bei der Versicherung abzukassieren.

Theorie Nummer eins wurde als unwahrscheinlich verworfen. Theorie Nummer drei ebenfalls, da Lockwood über liquide Mittel - Bargeld und Wertpapiere - von mehr als drei Millionen Pfund verfügt und niemand schlüssig erklären konnte, weshalb jemand, der so reich ist, wegen einer vergleichsweise läppischen Summe einen schweren Betrug riskieren würde. Damit blieb nur die zweite Theorie. Und so wurden alle Angestellten genau unter die Lupe genommen. Ohne Ergebnis.

So weit, so *gähn*. Die meisten Insiderdiebstähle sind schlecht organisiert. Aber einige eben nicht. Und manchmal kommt ein Dieb ungestraft davon. So ist das eben.

Dennoch: Zwei Dinge an diesem Fall haben mich neugierig gemacht.

Zum einen ist Marianna Lockwood die Exfrau eines Mannes namens Galton Evans, über den ich seit geraumer Zeit private Nachforschungen anstelle. Ich kann alles gebrauchen, was mir einen wenn auch noch so kleinen Einblick in sein Leben gewährt.

Zum Zweiten ist in den Akten ein Foto des zerbrochenen Fensters. Glassplitter auf dem inneren Fensterbrett und dem Teppich. Ein Hinweis darauf, dass es *von außen* eingeschlagen wurde.

Ich rufe den Beamten an, der damals für die Spurensicherung zuständig war. «Bei der Analyse eines Tatorts darf man den Kontext nicht außer Acht lassen», erklärt er mir, als hätte er es mit einer Schwachsinnigen zu tun. «Wenn es Hinweise darauf gibt, dass der Schlag aus einer unmöglichen Richtung kam, muss man die Beweise dahingehend uminterpretieren. Wie dem auch sei, wenn ein Fenster mit einem harten Gegenstand eingeschlagen wird, kommt be-

sagter Gegenstand zweimal mit dem Glas in Berührung. Einmal beim Schlag an sich und einmal, wenn er wieder aus dem Fenster herausgezogen wird und dabei noch mehr Scherben verursacht.»

«Und deshalb», sage ich, «müsste es zwei Scherbenhaufen geben. Einen hinter und einen vor dem Fenster.»

«Genau.»

«Und, haben Sie draußen vor dem Fenster Glassplitter gefunden?»

«Nein, aber als wir am Tatort eintrafen, war er bereits kontaminiert.» Er lässt sich lang und breit darüber aus, wie schlecht die Bedingungen für eine forensische Untersuchung waren. Aber das sind sie ja immer.

Ich lege auf, bevor er mir noch weiter auf die Nerven gehen kann.

Rhiannon Watkins, eine kratzbürstige DI, die ich ziemlich gut leiden kann, fragt per SMS, wie es mit den Prüfungsvorbereitungen vorangeht. PRIMA, schreibe ich. NEHME MIR JETZT NOCH MAL DIE DIENSTVORSCHRIFTEN VOR. LANGWEILIG! FI.

Dann gehe ich nach draußen und suche Gwyn.

Hinter dem Kuhstall steht ein auffälliger Schuppen, in dem sie früher den Dünger und die Kanister mit dem Schafbad und dem Glyphosat aufbewahrt hat. Dann ließ sie den Stall renovieren. Seitdem lagern die Sachen dort, und der Schuppen wird wohl demnächst in sich zusammenkrachen.

Aber er hat Fenster. «Darf ich bitte die Fenster einschlagen?», frage ich Gwyn.

«Klar», sagt sie.

Also schlage ich die Fenster ein.

Alle acht. Vorsichtig. Mit einem Hammer, einer Brechstange und meiner behandschuhten Faust. Nach jedem Schlag fotografiere ich das Ergebnis, kehre die Scherben zusammen und nehme mir das nächste Fenster vor.

Aber nicht ein einziges Mal fallen die Scherben so wie auf dem Bild aus der Akte.

Ich rufe den Spurensicherungsbeamten noch einmal an. «Nur um das klarzustellen: Es war ein ganz normales, einfachverglastes Fenster, oder? Handelsübliches, vier Millimeter dickes Glas, nichts Außergewöhnliches?»

Er sieht nach und seufzt theatralisch. «Nein. Nichts Außergewöhnliches.»

Auf den Bildern des Gebäudes sind keine Bäume mit überhängenden Ästen oder sonstige Hilfestellungen für Peter Pan zu erkennen.

Dafür sehe ich eine Veranda von pompösen Ausmaßen in der Mitte des Gebäudes. Meiner Meinung nach wäre es durchaus möglich, mit einer Leiter auf die Veranda zu gelangen, die Leiter hinaufzuziehen, damit aufs Dach zu klettern und - irgendwie - bis zur Kante der Giebelseite entlangzukriechen, unter der sich das Fenster befindet.

Und was dann? Ist der Dieb auf kleinen Feenflügeln hinuntergeschwebt? Hat er einen Haken in die Wand geschlagen und sich abgeseilt - in der Hoffnung, dass ein vorbeifliegender Vogel den Haken aufpickt, bevor ihn die Polizei findet?

*Nichts Außergewöhnliches* - außer Kunstwerken im Wert von vierhunderttausend Pfund, die sich einfach so in Luft aufgelöst haben.

Plas Du liegt in der Nähe von Llantwit, nur wenige Meilen von der Küste entfernt.

Und fünfzig Meilen von hier. Etwas über eine Stunde, wobei das «etwas» vom Verkehr und der Häufigkeit der Geschwindigkeitskontrollen abhängt.

Ich bin in einer Stunde und zehn Minuten dort.

Das Haus ist toll. Besser als erwartet.

Die ermittelnden Beamten hatten recht: Das Fenster ist unmöglich zu erreichen. Acht Meter hoch in einer glatten Wand aus behauenen Natursteinen mit nur sehr schmalen

Fugen dazwischen. Hätte man einen Haken eingeschlagen, die Stelle wäre heute noch zu sehen. Aber hier ist nichts zu sehen.

Ich fotografiere trotzdem alles.

Dann rufe ich in London an und erreiche Adrian Brattenbury, einen hochrangigen Beamten der SOCA - der *Serious and Organised Crime Agency*, einer für Schwerverbrechen und organisierte Kriminalität zuständigen Strafverfolgungsbehörde. Bitte ihn um einen Gefallen.

Weil Brattenbury und ich bei Operation Tinker zusammengearbeitet haben und er noch diffuse Schuldgefühle mir gegenüber verspürt - wahrscheinlich, weil er zugelassen hat, dass ich von skrupellosen Kriminellen entführt wurde -, hilft er mir gerne weiter. Er verspricht schnelle Resultate, und bei der SOCA hat das Wort «schnell» eine andere Bedeutung als bei uns auf dem Revier.

Während ich zu Gwyns Hof zurückkehre, klart es von den Bergen her allmählich auf. Die Sonne spiegelt sich in den zinnfarbenen Wasserpfützen.

Hinter Crickhowell ist undeutlich ein Regenbogen zu sehen.

Als ich den Hof erreiche, steht bereits ein weiteres Auto in der Einfahrt. Ein silbergrauer Audi A3, nicht das neueste Modell, aber gut gepflegt. Ein Stadtauto.

Detective Sergeant Jane Alexander sitzt in ihrem marieblauen Kostüm und mit ihren niedlichen Schühchen, ihrem unwahrscheinlich blonden Haar und einer Teetasse in der Hand in Gwyns Küche und blickt finster drein.

«Fiona», sagt sie und steht auf. «Der Fortbildungsurlaub ist vorbei. Tut mir leid.»

## Kapitel 2

«Fiona, Sie haben eine Person festgenommen, die einen Dolmetscher für ein Telefongespräch verlangt. Unter welchen Umständen und von wem kann ein solcher Antrag abgelehnt werden?»

Ich antworte nicht.

Jackson wartet stumm ab, bis alle diese Tatsache zur Kenntnis genommen haben. Dann versucht er es erneut.

«Ein Mann ist der Brandstiftung angeklagt, vermutetes Motiv Versicherungsbetrug. Seine Frau weiß höchstwahrscheinlich von dem mutmaßlichen Verbrechen. Zum Zeitpunkt des Brandes war niemand auf dem Grundstück. Fiona, besitzt die Frau in diesem Fall ein Zeugnisverweigerungsrecht?»

Da ich mir ziemlich sicher bin, dass Jackson die Antwort auf diese Frage weiß, sage ich nichts.

Rhiannon Watkins sitzt neben Jackson und wirkt ungefähr so freundlich wie eine wilde Barbarenhorde vor den Toren Roms. «Wenn das Verhalten eines Polizeibeamten Anlass zur Beanstandung gegeben und ein erstes Disziplinarverfahren zu keinem Ergebnis geführt hat, wird ein Folgeverfahren angesetzt. Welche vier Maßnahmen wird der Vorsitzende während dieses Folgeverfahrens einleiten?», fragt sie.

Ich hatte zwar eine Menge Disziplinarverfahren, aber noch nie ein Folgeverfahren.

«Also, ich weiß ja, dass Sie von mir erwarten, diese Prüfung zu bestehen ...»

«In der Tat», sagt Jackson. «Deshalb haben wir Ihnen ja auch Fortbildungsurlaub spendiert. Damit Sie sich darauf vorbereiten können. Aber anscheinend lagen Ihre Bücher die ganze Zeit über ungelesen auf dem Schreibtisch.»

Er tippt mit dem Finger auf den Bücherstapel vor sich. Meine Lehrbücher.

«Ich *habe* sie gelesen», sage ich. «Mehr als ein Mal.»

«Mehr als ein Mal» ist geschickt ausgedrückt. Zweimal, meine ich damit, und dabei habe ich die langweiligen Stellen überflogen, eine Menge Joints dazu geraucht und alles überblättert, was ich bereits zu wissen meinte. Aber das weiß Jackson ja nicht. Er könnte genauso gut denken, dass ich sie eine Million Mal gelesen habe.

«Haben Sie auch die Testprüfung gemacht?»

Ich will die Frage schon bejahen, aber mir fällt beim besten Willen nicht mehr ein, ob der Prüfungsbogen in einem versiegelten Umschlag verschickt wurde oder nicht, daher sage ich lieber nichts. Jackson wedelt mit der Testprüfung vor meiner Nase herum. Sie steckt tatsächlich in einem versiegelten Umschlag, der immer noch versiegelt ist.

Ich hebe hilflos die Hände. Jackson stellt mir die nächste Frage, auf die er die Antwort bereits weiß.

«Die Fragen, die wir Ihnen gerade gestellt haben, sind viel einfacher als die in der Prüfung. Sie müssen in drei Stunden 150 Fragen beantworten, also haben Sie für eine Frage zweiundsiebzig Sekunden Zeit. Noch dazu werden unglaublich viele Themenbereiche abgedeckt. Wenn es in einem der Bücher steht, kann es auch in der Prüfung drankommen, verstehen Sie?»

Ich nicke, aber nicht so richtig. Es ist mehr ein Zucken.

«Die meisten Beamten, die zur Prüfung antreten, fallen durch. Nicht nur die von unserer Dienststelle, sondern landesweit. Sie müssen mindestens 55 Prozent der Fragen richtig beantworten, und ich weiß ganz genau, dass Sie mehr auf dem Kasten haben. Weder Rhiannon noch ich sind glücklich damit, wenn Sie nur gerade so bestehen. Wir erwarten ein Spitzenergebnis, und wenn Sie das nicht liefern, werde ich Sie in schriftlicher Form nach dem Grund fragen.

Außerdem werde ich Ihrer Akte eine Bemerkung zu dieser Unterhaltung hinzufügen.»

Eigentlich ist es nicht Jacksons Art, so formell zu werden. Normalerweise brüllt er und sieht mich an, als wolle er mir den Kopf abreißen. Mein Kopf bleibt aber immer, wo er ist, und damit hat es sich für gewöhnlich. «Ja, Sir», sage ich, was aber wohl kaum überzeugen kann, weil ich dazu die Augen verdrehe.

Watkins beugt sich vor und versucht es auf die freundliche Tour.

«Fiona, wir möchten, dass Sie Sergeant werden, weil Sie ganz offensichtlich die nötigen Fähigkeiten haben und wir nur die Besten befördern wollen. Aber das heißt, dass Sie erwachsener werden müssen. Als Polizeibeamtin und als Mensch. Wenn Sie erst einmal Detective Sergeant sind, werden wir gewisse Verhaltensweisen nicht länger tolerieren.»

«Ja, Ma'am.»

Ein Anruf unterbricht die Sitzung. Jackson geht ran, Watkins und ich starren den Teppich an. Jackson sagt etwas, aber ich höre nur mit halbem Ohr zu.

Er legt auf und sieht mich an. «Chicago. Ifor Dawes kann das Beweismaterial, das momentan reinkommt, nicht alleine bewältigen.»

Chicago: der Codename für einen Vergewaltigungsfall, in dem wir gerade ermitteln. Eine gewisse Kirsty Emmett wurde in Gabalfa entführt. Man hat ihr die Augen verbunden, sie übel zugerichtet. Sie wurde vergewaltigt und dann unten am Fluss bei den Tremorfa-Stahlwerken aus einem Lieferwagen geworfen.

Ifor Dawes: der für die Asservatenkammer zuständige DC, der sich um die Sammlung, Archivierung und Lagerung der während einer Ermittlung sichergestellten physischen Beweismittel kümmert. In manchen Fällen kann die Anzahl der Beweisstücke – Fasern, Haare, Proben von Körperflüs-

sigkeiten etc. – in die Tausende gehen. Wenn Ifor sagt, dass er es nicht alleine schafft, dann stimmt das ganz sicher auch.

Andererseits habe ich bereits mit Ifor und seiner Kollegin Laura Moffatt zusammengearbeitet, und was sie tun, ist geradezu lebensbedrohlich langweilig. Noch dazu wird der Vergewaltigungsfall von DI Owen Dunwoody geleitet, meiner Meinung nach der unfähigste Polizist von ganz Südwales.

Jackson sieht mir in die Augen und sagt etwas. Da er es nicht als Frage formuliert, antworte ich nicht darauf.

«Fiona, eine gute Polizeibeamtin würde jetzt ihre Hilfe anbieten», teilt mir Watkins mit.

«Ich habe noch einen ganzen Stapel an Fällen, die ich für Sie durchsehen soll», sage ich. «Und ich werde bei Operation Tinker gebraucht.»

«Einen Stapel *alter* Fälle», sagt Jackson. «Und Tinker kommt auch ohne Sie ganz gut zurecht.»

Wieder hebe ich die Hände. Was wollen sie denn von mir? Dass ich Ifor helfe? Weder Jackson noch Watkins, noch der blöde Dunwoody haben die Befugnis, mir das zu befehlen. Und warum sollte ich so tun, als hätte ich Lust, eine stinklangweilige Aufgabe für ausgerechnet den DI zu erledigen, den ich am wenigsten leiden kann?

Jackson und Watkins sehen sich an.

Wir schweigen.

Goldenes Sonnenlicht fällt auf den Teppich und kriecht langsam in Richtung Wand.

«Gehen Sie und helfen Sie Ifor», sagt Jackson. «Melden Sie sich gleich unten bei ihm, dann holen Sie sich bei DI Dunwoody weitere Anweisungen. Sobald Owen der Meinung ist, dass er Sie nicht länger braucht, können Sie Ihre bisherigen Tätigkeiten wiederaufnehmen. Und ich werde Owen und Ifor um einen schriftlichen Bericht über Ihre Leistungen bitten.»

Da er immer noch keine Frage geäußert hat, sage ich nichts.

«Haben Sie das verstanden?»

«Ja, Sir.» Niemand sagt noch etwas, also stehe ich auf. «Und ich werde die Prüfung bestehen. Wie versprochen.»

«Mit über siebzig Prozent richtigen Antworten, bitte», sagt Jackson. «Wir wollen kein gutes, sondern ein herausragendes Ergebnis.» Er klingt strenger als sonst. Sehr entschieden.

«Ja, Sir.»

Ich will gehen und kämpfe gerade mit der Türklinke, da fragt Jackson: «Haben Sie nicht etwas vergessen?»

Ich drehe mich um. Meine Bücher liegen noch auf seinem Schreibtisch. «Ach ja.» Ich hole sie und mühe mich wieder mit der Tür ab. Als ich sie endlich offen habe, stelle ich den Fuß hinein.

«Ach so, ich habe bei dem Einbruch in Plas Du übrigens die Glasscherben von der SOCA analysieren lassen. Die Splitter stimmen von der Fläche her mit dem Loch im Fenster überein.»

Jackson schweigt, was bedeutet, dass ich fortfahren darf.

«Das Glas lag *im* Gebäude und bildete ein «natürliches Muster», wie sich der Techniker ausdrückte. Was bedeutet: Es ist von selbst dorthin gefallen, es wurde nicht dort hingelegt.»

Jackson starrt mich an. Ich starre zurück. Was Rhiannon Watkins gerade macht, sehe ich nicht, aber wenn sie mal zu starren anfängt, kann sie glatt Löcher in jemanden hineinbrennen.

Jackson bricht das Schweigen. «Also gut. Wenn Sie erst Detective Sergeant sind, dürfen Sie Peter Pan verhaften.»

Ich schenke ihm und Watkins mein süßestes Lächeln. Das ist das Vernünftigste, was einer der beiden heute zu mir gesagt hat.

«Ja, Sir. Danke. Vielen Dank.»

## Kapitel 3

Samstag. Starker bis böiger Wind, wechselhaft.

Ich treffe Buzz in einem einfachen Café in der Nähe seines Elternhauses in Pontypool; unser erstes Wiedersehen nach der Trennung. Ein Versuch, das Ganze zu normalisieren. Buzz ist vor mir gekommen und hat sich schon einen schwarzen und mir einen Pfefferminztee bestellt. Eine Kellnerin in mitternachtsblauem T-Shirt will unsere Bestellung aufnehmen.

«Das große Frühstück», sagt Buzz und macht die Speisekarte zu, ohne richtig hineingesehen zu haben. Computerausdrucke in einer gefütterten Kunstledermappe.

Ich halte mir die Karte vors Gesicht, ohne sie zu lesen.

«Warum haben Speisekarten immer gefütterte Umschläge? Buchumschläge sind ja auch nicht gefüttert, oder?» Ich überlege mir noch andere lesbare Dinge ohne gefütterten Kunstlederumschlag und zähle sie auf. Werbebroschüren. Theaterprogramme. Telefonbücher. Versandhauskataloge.

«Hast du schon was gegessen?»

«Nein.»

Eine komische Situation. Für mich jedenfalls, für Buzz wahrscheinlich auch.

«Wie wär's mit Würstchen, Ei und Bratkartoffeln?», schlägt er vor.

Eine seiner Aufgaben in unserer Beziehung war, mich dazu zu bringen, wie ein ganz normaler Mensch ganz normale Mahlzeiten zu mir zu nehmen.

«Okay. Ja. Das nehme ich.»

«Würstchen, Ei und Bratkartoffeln?» Die Kellnerin sieht mich an und wartet auf meine Bestätigung.

«Ja. Kann ich Speck dazu haben? Und Bohnen? Und diese dreieckigen Dinger ...»

Ich forme mit den Fingern ein Dreieck.

«Rösti-Ecken?»

«Ja. Für die Bohnen. Obwohl, dann bräuchte ich wahrscheinlich gar keine Bratkartoffeln», überlege ich.

«Wollen Sie nicht einfach auch das große Frühstück nehmen?» Sie zählt mir auf, was alles zum großen Frühstück gehört. Klingt wie das, was ich gerade gesagt habe, aber ich kann mich nicht mehr daran erinnern, was ich gesagt habe. «Und Bratkartoffeln, für alle Fälle», füge ich vorsichtshalber hinzu, was mir logisch vorkommt, da Bratkartoffeln das Einzige sind, was ich immer essen kann. Aber anscheinend trifft meine Bestellmethode auf Unverständnis.

Die Kellnerin sieht Buzz an. Wahrscheinlich will sie, dass er meine Bestellung irgendwie absegnet. Er nickt ihr zu, und sie zieht ab.

«Tut mir leid. Ich bin immer noch die Alte.»

«Sieht so aus.»

Als ich mit Buzz Schluss machte, habe ich ihm mehr oder weniger erklärt, dass ein geistig so gesunder Mann wie er auch eine geistig gesunde Frau braucht, oder zumindest eine, die ein bisschen normaler ist als ich. Außerdem versuchte ich, ihm klarzumachen, dass es auch für mich gut wäre, die Beziehung zu beenden. Buzz hat mir geholfen, auf Planet Normal zu landen, seine Atmosphäre zu atmen, seine Bräuche zu verstehen. Damit hat er mir ein kostbares Geschenk gemacht, das kostbarste Geschenk überhaupt. Aber ich habe trotzdem begriffen, dass ich in Buzz' Gegenwart auf Planet Normal nie etwas anderes als eine illegale Einwanderin mit falschen Papieren sein würde, ständig in Angst vor der Abschiebung.

Wenn ich gesund sein will - stabil, verlässlich, selbstbewusst -, dann muss ich das Risiko eingehen und Buzz' schützende, liebevolle Nähe verlassen. Das Risiko eingehen, allein auf diesem Planeten der normalen Menschen zu leben. Ohne fremde Hilfe auf seinem Boden zu wandeln.

Eines Tages wird es mir hoffentlich so gut gehen, dass ich wieder an eine Beziehung denken kann. Oder sogar an eine Ehe. Nur darf ich nicht das Gefühl haben, das Ganze wäre ein Kartenhaus, das jeden Augenblick zusammenfallen kann. Erst muss ich eine einigermaßen normale Frau werden, dann kann ich über *in guten wie in schlechten Zeiten* nachdenken.

Die Kellnerin stellt zweimal das große Frühstück und einmal Bratkartoffeln vor uns auf den Tisch.

Buzz macht sich über seine Portion her. Ich knabbere an einer Bratkartoffelscheibe.

«Wie geht's voran mit deinem <Bald werden die Computer unseren Job übernehmen>-Projekt?»

Buzz hat mit mir im Dezernat für Schwerverbrechen gearbeitet. Da er sich während unserer Beziehung nicht das Geringste hat zuschulden kommen lassen und ich diejenige war, die Schluss gemacht hat, hätte eigentlich ich das Dezernat verlassen müssen. Doch da uns beiden klar war, dass ich nirgendwo anders zurechtkommen würde, hat er sich um eine Versetzung beworben und sie auch bewilligt bekommen. Jetzt arbeitet er an einem Projekt mit einer langweiligen Abkürzung, bei dem mit Hilfe intelligenter Datenauswertung Polizeieinsätze koordiniert werden sollen.

Buzz antwortet, doch ich höre nicht richtig zu. Irgendwie machen mich erhöhte Kriminalitätsraten und die Antwort des modernen Polizeiwesens darauf depressiv. Ich bemühe mich, das Richtige zu sagen, doch es kommt nicht von Herzen.

«Und wie sieht's bei dir aus?», fragt Buzz.

Ich picke eine der größten Kartoffelscheiben heraus und klaue Buzz etwas von seinem Ketchup.

«Langweilige, doofe Verbrechen. Langweiliger, doofer Papierkram. Langweilige, doofe Gerichtsverhandlungen.»

«So schlimm?»

«Schlimmer.» Ich erzähle ihm von Ifor Dawes und Chicago und Owen Dunwoody.

Buzz lacht. «Du in der Asservatenkammer? Das ist bestimmt das Paradies für dich, oder?»

Mein Mund bewegt sich, aber es kommt nichts heraus. Mir fehlen die Worte, um meine Abscheu vor diesem Posten auszudrücken. Dabei stelle ich mich gar nicht ungeschickt an. Um die Wahrheit zu sagen: Eine bessere Aushilfe hätte sich Ifor nicht wünschen können. Wenn es um Papierkram geht, bin ich schnell und präzise. Mein Gedächtnis ist außergewöhnlich. Ich kenne mich zwar nicht besonders gut mit Spurensicherungstechniken aus, aber gut genug, um nichts kaputt zu machen.

Aber, Gott im Himmel, die Langeweile!

«Da wäre ich noch lieber im Gefängnis», sage ich nachdrücklich.

Dass ich mich in der Kantine laut über Dunwoody beschwert, ihn «Dummwoody» genannt und seine Eignung für seinen gegenwärtigen Posten angezweifelt habe, hat das Arbeitsklima nicht unbedingt verbessert. Aber ich dachte ja, er wäre außer Hörweite. Immerhin hatten wir gerade erfahren, dass die Planen, die man über dem Tatort ausgebreitet hatte, undicht waren und die weitere Spurensicherung unter Umständen gefährdeten. Jeder fähige DI wäre sofort losgedüst, um sich um das Problem zu kümmern. Dummwoody dagegen hielt es für angemessener, sich erst mal Pie mit Kartoffelbrei reinzuschaukeln. Als er sein Tablett zurückbrachte, kriegte er zufällig meine Einschätzung seiner Fähigkeiten mit. Er sagte nichts und wurde nur rot vor Wut - noch röter als sonst. Seine Augen sahen aus wie kleine hasserfüllte Rosinen in seinem großen Mondgesicht.

«Ach ja», sagt Buzz, nachdem ich es ihm erzählt habe. «Davon hab ich gehört.»

Ich verziehe das Gesicht, obwohl ich nichts bereue. Ich bin nur nicht gerade begeistert davon, dass das Ganze

so hohe Wellen schlägt. Dummwoodys Neffe Kyle Brandby – ein Teilzeitspurenversicherer, Teilzeitdozent an der Sportfakultät und meiner bescheidenen Meinung nach ein Vollzeitarschloch – hat mir genüsslich mitgeteilt, Dummwoody plane «die größte Asservatenoperation in der Geschichte der hiesigen Polizei. Sie wird Monate dauern. Monate!» Dabei grinste er mich hämisch mit seinen gelben Zähnen an. Dieser Anblick – und die damit einhergehende Drohung – machen mir immer noch zu schaffen.

Ich versuche, mich weiter ganz normal mit Buzz zu unterhalten. Dabei ist nichts normal. Im Gegenteil. «Eine komische Situation, oder? Findest du nicht auch?»

«Ja, finde ich auch.»

Er lächelt, dann lässt er den Kopf hängen. Die Trauer und der Schmerz sind unter der fröhlichen Fassade deutlich zu sehen.

Und daran bin ich schuld.

Am liebsten würde ich mich ein weiteres Mal entschuldigen. «Mir geht's genauso, glaube ich», sage ich stattdessen. «Mir tut's genauso weh, glaube ich.»

*Glaube ich:* Mein wirrer Kopf kann meine Gefühle nicht so gut einordnen. Sie sind wie in Nebel gehüllt. Aber es passt alles zusammen: der lange, dunkle Winter. Meine Unruhe. Meine Niedergeschlagenheit.

Diese Erkenntnis beruhigt mich etwas. Als hätte ich schon seit Ewigkeiten mit meiner gedämpften Version von Buzz' Schmerz gelebt und sie erst jetzt deutlich gesehen. Schmerzhaft, ja, aber real. Mir ist, als hätte ich, ohne es zu merken, den ganzen Winter über ein Eisengewicht mit mir herumgeschleppt. Und dann erhasche ich einen winzigen Blick darauf – eine Metallkante, ein dumpfes Glänzen, ein in ein Tuch eingeschlagenes Objekt –, und ich bin erleichtert. Der Schmerz, das Gewicht: Eins fügt sich zum andern.

«Ach, Buzzling», flüstere ich.

Er sieht traurig drein.

Man kann Sergeant Brydon nicht gerade als einen emotional komplexen Mann bezeichnen, aber seine vielsagende, wenn auch wortlose Methode, mit solchen Situationen umzugehen, hat sich in der Vergangenheit meist als recht wirkungsvoll erwiesen. Leider stellt diese Methode, wenn in der Öffentlichkeit vollzogen, eine strafbare Handlung dar, und außerdem wollen wir ja über unsere Beziehung hinwegkommen. «Gehen wir», sagt er nach einem Seufzen und steht auf.

Ich nicke.

Wir gehen. Ich habe so gut wie nichts gegessen.

Bei einer unserer ersten Verabredungen waren wir am Strand. Das wiederholen wir jetzt, nur diesmal ohne blauen Himmel oder weiße Sonnenschirme. Stattdessen ist alles salzig, tückisch und grau.

Wir fahren nach Gower und spazieren durch die Klippen. Grauer Fels, graue Wellen. Jedes Mal, wenn sich eine Lücke in den Wolken auftut, ist die Fülle an Licht überwältigend.

Mary Langton, eine meiner Lieblingstoten, hat ihre Asche in der Bucht verstreuen lassen. Brendan Rattigan, ein Leichnam, den ich überhaupt nicht leiden kann, klappt irgendwo in den Tiefen unter uns mit den Knochen.

«Wie betrunken muss man sein, um hier runterzufallen?», frage ich.

«Was, hier? Ziemlich betrunken.»

«Nachts, wenn es dunkel, aber nicht stockdunkel ist?»

«Hat das mit einem Fall von dir zu tun?»

«Allerdings», gestehe ich. Der angebliche Unfall.

Wahrscheinlich ist Buzz jetzt beleidigt, dass ich gleich bei unserem ersten Treffen nach der Trennung wieder an die Arbeit denke, aber das tut mir nicht so richtig leid. Er hatte ja immer die fixe Idee, dass ich mich irgendwann in die Frau verwandeln würde, die er heiraten will. Da schadet es nicht, ihn daran zu erinnern, wie durchgeknallt und ob-

sessiv ich tatsächlich bin. Vielleicht fällt ihm der Abschied dann leichter.

«Wer? Was? Wo?», fragt er.

Ich erzähle ihm alles. Wir gehen fünfhundert Meter weiter zu der Stelle, an der der Wachmann ins Meer gestürzt ist.

Die Klippe befindet sich am östlichen Rand einer kleinen Bucht. Gegenüber arbeiten sich mehrere Kletterer mit Seilen, Helmen und orangefarbenen Jacken die Felswand hoch. Von unserer Position aus kann man die Kalksteinklippe unter uns nicht sehen, sie wird von einem schmalen, mit Grasbüscheln bewachsenen Überhang verdeckt. Hinter dem Überhang ist nichts, nur der weit entfernte Horizont und das Geräusch der Wellen, die sich an den Felsen brechen.

Ein rostiger, aber noch stabiler Metallstab steht mehrere Meter unter dem Pfad vor der Kante, hinter der es bergab geht.

«War der Boden feucht?»

«Ja, aber nicht sehr. Und er kannte diesen Weg, weil er nachts eine Telekommunikationseinrichtung weiter die Küste runter bewacht hat.» Ich deute darauf. «Wenn seine Frau das Auto gebraucht hat, ist er zu Fuß gegangen.»

«Irgendein Motiv?»

«Nein.»

«Alkohol?»

«Er hat ein bis zwei Stunden vor dem Todeszeitpunkt zwei Pints getrunken.»

Buzz zuckt mit den Schultern. «Vielleicht ist er einfach nur ausgerutscht. Und wenn man hier erst mal ins Rutschen gerät ...»

Der Satz bricht so plötzlich ab wie der Boden vor uns. Wir setzen uns, betrachten den Horizont und die weiße Gischt auf den Wellen.

Keine Ahnung, woran Buzz gerade denkt. Ich denke an den Mann, der hier gestorben ist, und das Gefühl, das ich vorhin im Café so halb begriffen habe: der metallische Glanz, das Gewicht des Schmerzes.

Mehrere Kletterer gehen an uns vorbei den Pfad hinauf. Ihre Ausrüstung klimpert leise.

«Alles klar? Schöner Tag, oder?», sagt der erste Kletterer.

Buzz antwortet, was ein Mann dem anderen eben so antwortet.

«Kann man da unten klettern? Hier, direkt unter uns?»

Die Kletterer bejahen und streiten sich dann über den korrekten Namen der Klippe.

«Die Klippen haben Namen?»

Sie zeigen mir ein Büchlein, in dem nicht nur die Bezeichnungen der Klippen, sondern auch die der einzelnen Kletterrouten aufgeführt sind. Über das Massiv unter uns führen vier Routen: Critterling, Little Arrete, Idris Gawr, Crack and Slab. Den Kletterern zufolge reicht ihr Schwierigkeitsgrad von «ziemlich einfach» bis «na ja, das ist schon eine Herausforderung».

Sie lachen.

Dann verabschieden sie sich.

«Dein Toter war auch Kletterer, oder?»

Einen Augenblick lang bin ich verwirrt, weil Buzz in der Vergangenheit von ihm spricht, obwohl die Gegenwart des Toten um uns herum so stark ist. Als würde er jemanden, der direkt neben ihm sitzt, nicht beachten.

«Nein. Nein, ich glaube nicht.»

«Hat er denn einen Namen?»

«Derek Moon. Achtunddreißig. Eine Frau, eine kleine Tochter.»

Weil der Tote so gegenwärtig ist, hänge ich zwischen zwei Welten fest, bis mich Buzz auf Planet Normal zurückholt. In die Welt derjenigen, die einfach nur leben.

Wir verbringen noch etwas Zeit miteinander. Spazieren gehen. Essen in einem Pub. Je weiter der Tag fortschreitet, umso weniger seltsam ist es.

Trotzdem ist es harte Arbeit. Aber auch ein Erfolg. Gegen drei Uhr sind wir völlig geschafft.

Buzz fährt nach Cardiff zurück. Ein normaler Mensch, der weiter sein Leben lebt.

Und ich, was mache ich? Darauf hatte ich noch nie eine Antwort. Wie erwartet tragen mich meine Beine fast automatisch zur Klippe zurück.

Ein paar hundert Meter von der Absturzstelle entfernt wird der Abhang etwas sanfter. Er ist zwar immer noch steil, aber man kann zum Meer hinunterklettern. Ich schaffe es bis zum Ufer - schäumende Wellen auf Felsen - und wate zur Klippe hinüber. Das Wasser reicht mir bis zu den Knien, gelegentlich bis zu den Oberschenkeln, und irgendwann ist es auch egal, weil ich ausrutsche und hineinfalle.

Als ich mich der Klippe nähere, steigt der Strand bis über das schäumende Wasser an. Fels und Sand. Ich blicke die weiße, graue und ockerfarbene, mit Flechten übersäte Kalksteinwand hinauf.

Leere. Glitzernde Seeluft. Ein langer blauer Sturz, der genau da endet, wo ich stehe.

Die Felsbrocken sind so groß wie ausgewachsene Ochsen.

Teefarbene Felsbrocken.

Ich starre hinauf und versuche, mir die Flugbahn des fallenden Wachmanns vorzustellen. Keine Ahnung, wie man so etwas berechnet. Man müsste schon einen Crashtest-Dummy die Klippe hinunterwerfen. Nur dass ein Crashtest-Dummy anders abprallt als ein Mensch. Und es gibt leider diese kleinlichen Vorschriften, die es einem verbieten, lebende Menschen zum Zwecke forensischer Studien eine Klippe hinunterzuschubsen.

Wie dem auch sei – es ist ziemlich eindeutig, wie es abgelaufen sein muss. Bei seinem Sturz fiel Derek Moon erst mal sechs bis acht Meter lang durchs Leere. Dann wird er wohl auf einem ziemlich glatten Stein unterhalb des Überhangs gelandet sein. Er ist darübergerollt und schließlich dort zum Liegen gekommen, wo ich jetzt stehe. Sein Schädel wurde von einem scharfen Stein gespalten, der wie der Gipfel des Himalaya aus dem Sand aufragt.

Ein Unfall?

Vielleicht. Bier plus Nacht plus Klippe ergibt vorschnelle Schlussfolgerungen.

Aber zwei Pints machen einen Neunzigkilomann noch nicht betrunken. Und wenn er den Pfad kannte, kannte er auch die Risiken. Die offensichtlichen Schlussfolgerungen sind nicht immer die richtigen.

Die Kreidespuren der Kletterer führen in Schlangenlinien die Klippe und den Überhang hinauf.

Der gesamte Küstenstreifen besteht aus völlig unterschiedlichen Felsen. Hier erheben sich dreißig Meter hohe Kalksteinbrocken, dort finden sich mit Gras bewachsene Schutthaufen. Es ist ausnahmslos schwieriges Gelände, und zum Zeitpunkt des Unfalls war das Wetter stürmisch und regnerisch.

*Aufgrund des unzugänglichen Terrains und ungünstiger Witterungsverhältnisse war eine Begehung der Fallstrecke nur teilweise möglich*, hieß es in dem Bericht der Spurensicherung. Das kann ich mir gut vorstellen: ein übergewichtiger Spurensicherungsbeamter mit Warnweste, der im Sturm an einem Seil baumelt und von Gischt und Wind traktiert wird. Wie präzise werden die Ermittlungen unter solchen Umständen wohl sein? Wenn man sich sowieso schon mehr oder weniger darauf geeinigt hat, dass das Ganze ein Unfall war?

*Verletzung am unteren rechten Scheitelbein, wahrscheinlich während des Falls durch Kontakt mit Felsen verursacht. Ort des Aufpralls nicht eindeutig zu ermitteln.*

War die genaue Stelle nicht zu ermitteln, weil sich niemand richtig umgesehen hat? Oder weil die Stelle ganz woanders ist?

Bei einer richtigen Mordermittlung bleiben solche Fragen nicht unbeantwortet. Man bearbeitet das Problem so lange und mit so vielen Beamten, bis selbst der kleinste Zweifel ausgeräumt ist. Aber bei einem Todesfall, der von vornherein schwer nach Unglück aussieht, wird niemand den Aufwand und die Ausgaben bewilligen, die nötig wären, um auch noch die letzten Unklarheiten zu beseitigen.

*Wahrscheinlich verursacht.*

*Nicht eindeutig.*

Schwammige, aalglatte Wörter.

Ich blicke die Klippe hinauf und versuche weiter, die Flugbahn einzuschätzen, als mir plötzlich auffällt, dass die Flut bereits an dem vorhin noch völlig trockenen Sand leckt.

Der Rückweg ist anstrengend. Die eben gerade mal kniehohen Stellen sind nun hüfthoch, aber ich bin ja eh schon völlig durchnässt. Jede überdurchschnittlich hohe Welle hebt mich hoch, und ich habe erst wieder im Rückstrom festen Boden unter den Füßen.

Schließlich schaffe ich es zum Abhang, klettere hinauf und laufe zu meinem Alfa Romeo mit seiner wunderbaren Sitzheizung zurück.

Als ich die triefenden Stiefel vor die Rückbank stelle, fallen mir die vielen Lehrbücher ins Auge, die im Wagen verstreut liegen. Ich hatte gestern vorgehabt, abends zu Hause noch ein bisschen zu lernen, und sie dann wohl im Auto vergessen. Na ja.

Hätte ich nur trockene Klamotten mitgenommen. Oder besser auf die aufgepasst, die ich gerade an habe. Tja, man

muss mit dem Menschen leben, der man ist, und nicht mit dem, der man gerne wäre.

Ich drehe die Heizung voll auf und fahre bibbernd nach Hause.

Der Tag neigt sich dem Ende zu. Und wenn mich nicht alles täuscht, habe ich einen neuen Mordfall.

[...]